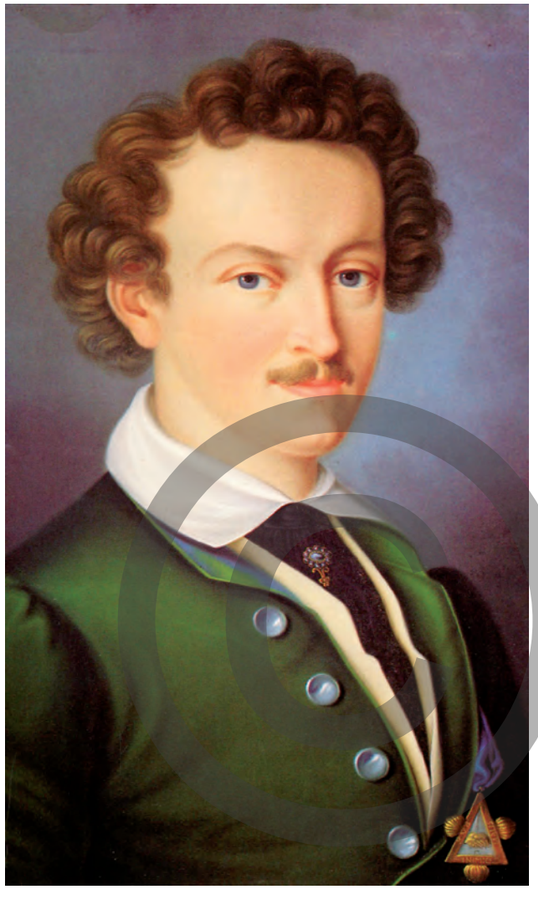


Georg Büchner mit Freimaurerabzeichen im Alter von etwa 17 Jahren (unbekannter Künstler, um 1830).

Kurz darauf fand der Medizinstudent Büchner in seinem Gießener Zimmer das Schreibpult aufgebrochen, die Papiere durchsucht und die Schränke versiegelt. Was vom *Landboten* noch nicht konfisziert war, wurde zwar verteilt, selbst eine zweite Auflage konnte noch erscheinen, dann aber zog sich die Schlinge rasch enger um den Hals der Umstürzler. Seit Januar 1835 fanden zahlreiche Verhöre und Verhaftungen im Umfeld des Autors statt, im Februar flatterte ihm eine Vorladung ins Haus.

Er reagierte schnell. Am 6. März überschritt Büchner die Grenze zu Frankreich, um den 11. März kam er in Straßburg an. Anders als Heinrich Heine oder Ludwig Börne, die sein Schicksal als Exilanten teilten, sah Büchner die Heimat nie wieder. Nur zwei Jahre nach der Flucht starb er am 17. Februar 1837, wenige Monate nach seinem 23. Geburtstag. Zuletzt hatte der Mediziner in Zürich als Privatdozent an der Universität „zootomische Demonstrationen“ gehalten, vergleichend-anatomische Vorlesungen über Fischnerven, und sich wohl beim Präparieren seines Unterrichtsmaterials an einem verschmutzten Skalpell den Tod geholt.

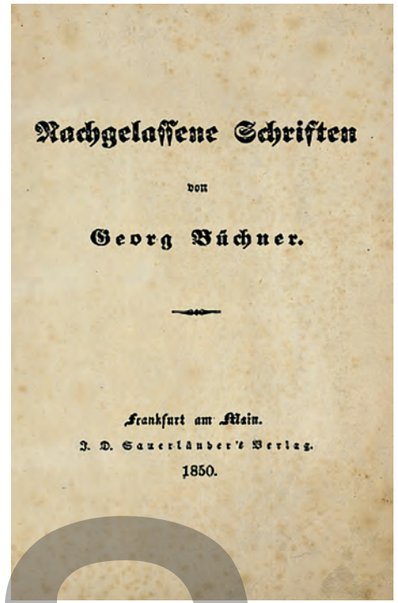
Unter den Klassikern der deutschen Literatur nimmt Büchner eine Sonderstellung ein. Der Kanon kennt nur wenige steckbrieflich gesuchte Autoren, wenige mit einer kürzeren Laufbahn, unter den Werkausgaben der großen Dichter findet sich kaum ein schmalerer Buchrücken als jener der Büchnerschen: das genannte Pamphlet, drei Dramen, eine Novelle, mehr ist es nicht. Und es gibt bislang nur wenige Autoren, bei denen man einen solch schweren Fall chronischer Modernität und „immerwährender Zeitgenossenschaft“[2] diagnostiziert hat. Ein Panorama deutscher Geistesgeschichte zieht vorüber, verfolgt man die Wirkungsgeschichte des verhinderten Volksrevolutionärs und erfolgreichen Sprachumstürzlers. Erst 1850, als die Märzrevolution schon gescheitert war, setzte mit der vom Bruder Ludwig besorgten Ausgabe der *Nachgelassenen Schriften* die Welle der Büchnerbegeisterung ein. Über Umwege erklärte man den Exilanten nun zum deutschen Nationaldichter. 1875 wurde ihm das heute noch zu besichtigende Ehrenmal auf dem Zürichberg an der Germanialinde gewidmet, Gottfried Keller nannte ihn 1880 einen „germanische[n] Idealjüngling“[3]. 1890 traten im Reich die Sozialistengesetze außer Kraft, die SPD fand zu ihrem Namen – und für Ludwig Büchner hieß sein Bruder 1896 „Georg Büchner, der Sozialist“[4]. Mit dem Ende des Kaiserreichs begann der Triumphzug Büchners als Radikaldemokrat. Auf den Bühnen und Bücherregalen der Weimarer Republik wurde er zum Dauergast, 1923 wurde er zum Namenspatron des heute renommiertesten Literaturpreises Deutschlands: Erich Kästner, Ingeborg Bachmann, Ernst Jandl – sie alle sind

rechte Seite oben: Das Titelblatt zur Erstausgabe der *Nachgelassenen Schriften* Georg Büchners, herausgegeben von dessen Bruder Ludwig (1850).

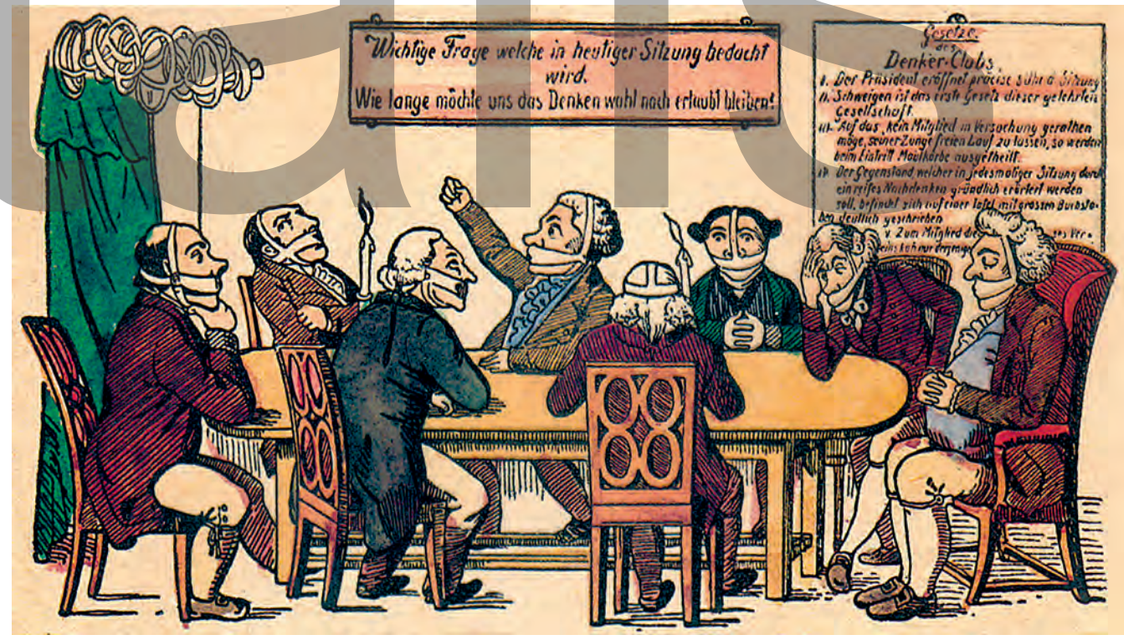
rechte Seite unten: Eine bekannte Karikatur reagiert auf die scharfe Zensur, die nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 in den deutschen Landen herrscht (anonym, 1819).

Büchnerpreisträger. Alban Berg setzte Büchners *Woyzeck*-Fragment 1924 in Ton und zettelte eine Revolution der Operngeschichte an. Im dritten Reich war man sich nicht ganz einig über den störrischen Hessen, umso sicherer aber in der Nachkriegszeit. Für die DDR war Büchner, der genau drei Jahrzehnte vor der Veröffentlichung des *Kapitals* gestorben war, ein lupenreiner Marxist *avant le lettre* und somit posthumes Staatseigentum. Von einem lückenlosen antiimperialistischen Schutzwall eigener Büchnerforschung umgeben, wurden dem Dichter Biographien, Schiffe, Plätze und Theater gewidmet. Auch für die 68er-Generation der BRD war der Hesse Pflichtlektüre. Gleichzeitig aber entwickelte er sich losgelöst vom politischen Ballast zum modernen „Bestseller“: Zwölfmal wurde allein der *Woyzeck* verfilmt, am prominentesten durch das explosive Gespann Werner Herzog und Klaus Kinski. Über zahlreiche Übertragungen fand Büchner den Weg in die Weltliteratur. Als einer der seltsamen, scheinbar zeit- und ortlosen Deutschen neben Kafka ist er heute dort endgültig angekommen.

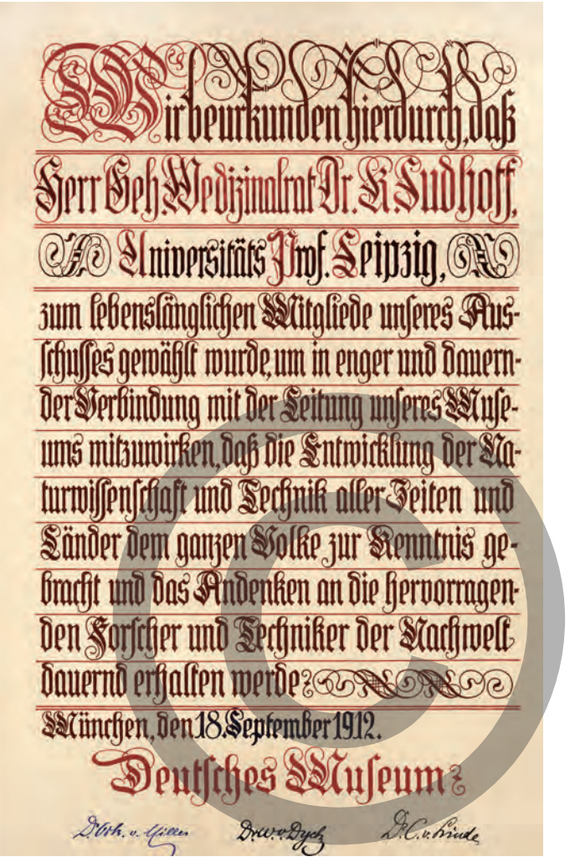
In der Tat, Büchner lässt sich auf mehr als eine Weise lesen und gibt oft genug Rätsel auf. Das Pamphlet des *Landboten* dürfte das letzte Mal gewesen sein, dass er sich auf eine Meinung hat festnageln lassen. Vielleicht machte Schaden klug – jedenfalls verstehen sich seine Dramen und Novellen zwar sozialkritisch und brennend engagiert, aber die Schuldzuweisungen sind darin



Nachgelassene Schriften
von
Georg Büchner.
Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1850.



Leseprobe


Wir beurkunden hierdurch, daß
Herr Geh. Medizinalrat Dr. K. Sudhoff,
Universitäts Prof. Leipzig,
zum lebenslänglichen Mitgliede unseres Ausschusses gewählt wurde, um in enger und dauernder Verbindung mit der Leitung unseres Museums mitzuwirken, daß die Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik aller Zeiten und Länder dem ganzen Volke zur Kenntnis gebracht und das Andenken an die hervorragenden Forscher und Techniker der Nachwelt dauernd erhalten werde.
München, den 18. September 1912.
Deutsches Museum.

Im Jahre 1912 wurde Sudhoff zum lebenslangen Mitglied des Ausschusses des Deutschen Museums ernannt.

„Es war mir ein historisches Ausleben meiner Persönlichkeit in besonderer Richtung, ehrfurchts- und schönheitsfroh!“[4] Für die Medizingeschichte blieb regelmäßig in den Morgenstunden zwischen fünf und acht Uhr Zeit, „ehe die mir in gleicher Weise ans Herz gewachsene Arbeit des Arztes, für die ich mich geboren fühlte, begann“[5].

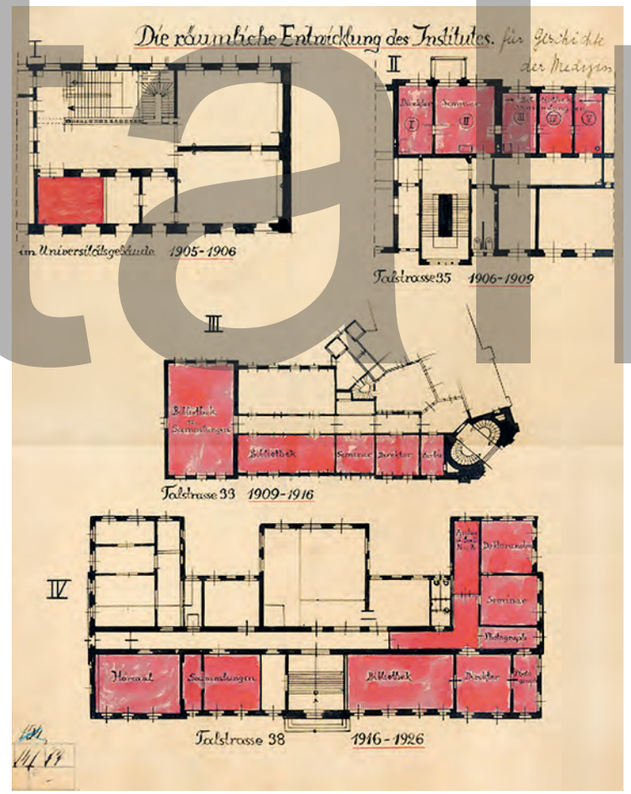
Sudhoffs Vermögen gestattete ihm europaweite Kongress-, Vortrags- und Forschungsreisen, bei denen ihm seine stupenden Sprachkenntnisse zugute kamen; seine besondere Liebe galt Italiens Land und Leuten. Er konnte sich ferner den Erwerb der meisten belletristischen (auch fremdsprachigen) Neuerscheinungen, der gesamten medizinhistorischen Forschungsliteratur sowie von Druckgraphiken, 170 wertvollen Handschriften und 525 Inkunabeln leisten. Durch zahlreiche Publikationen war Sudhoff unter den Fachkollegen bekannt, auch wenn einige über ihn – vermutlich durch Sudhoffs dominante Art irritiert und nicht zuletzt auch aus Missgunst wegen seiner finanziellen Unabhängigkeit – etwas abfällig urteilten, er sei „eigentlich gar kein Medizinhistoriker, nur Paracelsusforscher“[6]. Sudhoff war ein begabter „Netzwerker“, der es gegen alle Vorbehalte schaffte, die versprengten und notgedrungen wie er als Amateure arbeitenden Medizinhistoriker zusammen- und somit die Professionalisierung des Faches voranzubringen: Auf seine Initiative hin wurde 1901 in Hamburg die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (heute: Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik) als erste wissenschaftshistorische Fachgesellschaft der Welt gegründet. 31 Jahre lang hatte Sudhoff ununterbrochen und unangefochten den Vorsitz inne, danach wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt. Jede Jahrestagung bereitete Sudhoff akribisch selbst vor und dominierte dort durch seine starke Persönlichkeit bis an sein 80. Lebensjahr heran konkurrenzlos jede Diskussion.

Eine zweite Weltpremiere eröffnete sich für Sudhoff im Jahr 1905, und sie ist es, der er seinen weltweiten Nachruhm verdankt: Die wohlhabende Witwe des Wiener Medizinhistorikers Theodor Puschmann (1844–1899) hatte ihr Vermögen der Universität Leipzig vermacht, so dass dort die Gründung eines Instituts für Geschichte der Medizin möglich wurde. Was war daran so sensationell? Bis in die Goethezeit hinein waren historische Themen selbstverständlicher Teil der medizinischen Ausbildung, da man aus der Vergangenheit ebenso lernen konnte wie aus der Gegenwart. Das änderte sich mit der naturwissenschaftlichen Fundierung der Medizin im Laufe des 19. Jahrhunderts: Was früher gegolten hatte, war nun schlichtweg „falsch“; Geschichte wurde im Zeitalter der Fortschrittsbegeisterung

rechte Seite unten: Die Grundrisse zeigen die Räumlichkeiten des Instituts in den Jahren 1906–1926; daneben eine Ansicht des Institusgebäudes in der Leipziger Talstraße 38, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde (Aufnahme aus den 1940er Jahren).

ein bloßer Antiquitätenladen. Um 1900 kam es zu einer allmählichen Rückbesinnung: Bei zunehmender Spezialisierung wuchs das Bedürfnis nach einer integrierenden Instanz, die der Identitätsbildung und Selbstvergewisserung der Medizin dienen, den beschränkten Expertenhorizont erweitern und eine technokratische Reduzierung ihres Menschenbildes verhindern sollte. Und genauso verstand auch Sudhoff die Aufgabe seines Faches: „Ich fühlte mich berufen, meine Hörer, die ich in der Einseitigkeit naturwissenschaftlich-medizinischer Zeitrichtung und überhaupt auf materialbelastetem Studienwege in die Enge gebannt sah, trotz ihres großen Arbeitsfeldes, hinauszuführen in eine weitere, gelöstere Geistigkeit, in ein freies denkendes Arzttum, wie die Geschichte es lehrt. […] Es] war die zentrale Aufgabe, nach allen Seiten die Brücken wieder herzustellen von der Medizin zu den Geisteswissenschaften. […] Der Weg zur eigenen Vergangenheit wie zur Vergangenheit überhaupt […] ist wieder gangbar und wird in steigendem Maße täglich beschritten zum Segen der Heilwissenschaft, der Ärztewelt und jeden wahren heilenden Tuns und – doch auch der Gegenseite zum Vorteil.“[7] Da Sudhoff zu diesem Zeitpunkt ohne Zweifel der bekannteste Medizinhistoriker im ganzen deutschsprachigen Raum war, bot ihm der

Das Siegel des Leipziger Instituts für Geschichte der Medizin (1909–1938).



Vita Activa

oben links: Auf Behandlung wartende Kranke.

oben rechts: Albert Schweitzer mit einer an der Schlafkrankheit leidenden Frau.

rechte Seite:
Abb. 1: Blick in die Krankenhütte.
Abb. 2: Aus der Anfangszeit des Spitals.
Abb. 3 und 4: Schweitzer legt bei Bauarbeiten Hand an.

unten: Ausgabe der *Briefe aus Lambarene* aus dem Jahr 1955.

aus.“ Alles, was ihnen an Lebewesen unterkommt, ob am Boden oder auf Bäumen, ist dann rettungslos verloren. Selbst vor den Hühnern machen sie nicht halt. „Das Schauspiel ist grausig. Der Militarismus im Urwald hält fast den Vergleich mit dem in Europa aus.“[45]

Solche Naturerfahrungen führten Schweitzer zu der demütigen Erkenntnis: „Ob wir es wollen oder nicht: alle stehen wir hier unter dem Eindruck des täglich wiederkehrenden Erlebnisses, dass die Natur alles und der Mensch nichts ist. […] Man erfasst es als etwas Abnormes, dass an einer Stelle der Erde die Natur nichts mehr und der Mensch alles ist.“[46]

„Das ist eine gute Hütte, Doktor!“[47]

Als Albert Schweitzer zusammen mit seiner Frau Helene im Frühjahr 1913 in der Missionsstation von Lambarene eintraf, fand er nicht einmal die Wellblechbaracke vor, die man ihm in Aussicht gestellt hatte. Stattdessen waren sie gleich nach ihrer Ankunft von Kranken umlagert, kaum dass sie Zeit gefunden hatten, die Medikamente und Instrumente auszupacken. „Ich behandelte und verband also im Freien vor dem Hause. Wenn aber das abendliche Gewitter einsetzte, musste alles in Eile auf die Veranda zurückgetragen werden. Das Praktizieren in der Sonne war furchtbar ermüdend. In der Not entschloss ich mich, den Raum, den mein Vorgänger im Hause, Missionar Morel, als Hühnerstall benutzt hatte, zum Spital zu erheben. Man brachte mir einige Schäfte [Regale; Anm. d. Verf.] an der Wand an, stellte eine alte Pritsche hinein und strich mit einer Kalklösung über den ärgsten Schmutz. Ich fühlte mich überglücklich.“[4]

Mit diesem Provisorium war es natürlich nicht getan. Der wachsende Zustrom an Patienten und die Baufälligkeit der Bambushütten machten bald die Errichtung stabiler Krankenbaracken erforderlich, für die Schweitzer große Not hatte, verlässliche Arbeiter zu finden. Die meisten Arbeitskräfte waren durch die besser bezahlenden ansässigen Holzverarbeitungsbetriebe gebunden. Außerdem waren die Schwarzen nicht zu selbständiger Arbeit zu

bewegen; es war ihnen kaum begreiflich zu machen, wozu sie sich für andere und ohne aktuellen Nutzen abrackern sollten: „Wenn ich die zum Ausroden des Waldes und zum Errichten der Hütte geworbenen Arbeiter nicht selbst überwache, wird nichts geleistet. Ganze Nachmittage muß ich die Kranken vernachlässigen, um drüben den Aufseher zu spielen.“[49]

Er musste ohnehin selbst mit Hand anlegen, um die Schwarzen zur Arbeit zu motivieren. Hierfür versuchte er alle arbeitsfähigen Männer im Spital, genesende Patienten und deren Angehörige, zu mobilisieren; oft auch ohne Erfolg. Als er einmal Bauholz ins Trockene bringen wollte, sprach er einen schwarzen Besucher bei einem Kranken an: „‚Heda, Kamerad, […] willst du uns nicht ein wenig helfen?‘ ‚Ich bin Intellektueller und trage kein Holz‘, lautete die Antwort. ‚Hast du Glück‘, erwiderte ich; ‚auch ich wollte Intellektueller werden, aber es ist mir nicht gelungen‘“.[50] Zur Frage, worin die Gabe des rechten Umgangs mit den Schwarzen bestehe, bemerkte Schweitzer: „In der richtigen Verbindung von Festigkeit und Güte, in dem Vermeiden unnötiger Reden und in dem Vermögen, ein heiteres Wort im richtigen Augenblick zu finden.“[51]

Der Ausbau des Spitals sollte seine ärztliche Tätigkeit bis ins hohe Alter begleiten. Ohne seine tiefe Humanitätsgesinnung, Beharrlichkeit und den ihm eigenen Humor hätte er dies kaum leisten können. Als Schweitzer nach einer Zwangsunterbrechung durch den Ersten Weltkrieg Anfang der zwanziger Jahre nach Lambarene zurückkehrte, musste er das weitgehend zerfallene Spital erst wieder aufbauen. Mit den Jahren reichte der Platz, der ursprünglich für vierzig Kranke ausgelegt war, für die inzwischen mehr als hundertzwanzig Patienten nicht mehr aus. Auch um die mit der hoch ansteckenden Dysenterie (Durchfallerkrankung) Infizierten zu isolieren und der Seuchengefahr vorzubeugen, ferner die Patienten menschenwürdiger unterbringen zu können, baute er schließlich in einem dritten Anlauf drei Kilometer flußaufwärts des Ogowe ein völlig neues Spital auf, das 1927 bezugsfertig war: keine Bambushütten mit Blätterdach, sondern Baracken auf Pfählen – des Hochwassers wegen – und mit Gebälk aus Hartholz – der Termiten wegen – sowie mit Holzböden und festen Wellblechdächern. Hier erwies sich Schweitzer zudem als genialer Architekt, der die Bauweise an die klimatischen Bedingungen bestens anzupassen verstand: „Das neue Spital wird ein wirkliches Dorf. […] Alle Gebäude sind ungefähr in der Richtung von Ost nach West orientiert, damit die Sonne immer über ihrem Giebel dahinzieht und sie nie die Flanke

© Vita Activa